

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 11

Artikel: Geheimnisse des Weltmeers : Naturstudie
Autor: Beebe, William
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668066>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sich das gelbe Fieber holen? Ich gebe Ihnen den Rat, schnell trockene Sachen anzuziehen."

„Ihre vielgerühmten Tropen!“ rief ich lachend. „Haifische, — Teufune, — gelbes Fieber. Mich wundert's wirklich, was die nächste Überraschung sein wird.“

„Die Seekrankheit“, erwiderte Doktor Santello ironisch.

„Danke für Ihren frommen Wunsch; aber die habe ich glücklicherweise hinter mir.“

„Quien sabe, señor? Es ist sturmisch, und ein Unfall immunisiert nicht.“

Ich verabschiedete mich und ging in meine Kabine. Krachend flog ich gegen die Wand, um im nächsten Augenblick zwischen meinen Habseligkeiten, die überall umherrollten, auf den Boden geworfen zu werden. Nur mit Mühe und Not, auf den Knien kriechend, gelang es mir, meinem Koffer die nötigen Sachen zu entnehmen. — Doktor Santello hatte recht. Kaum hatte ich mich angezogen, als ich ein entsetzliches Übelkeitsgefühl verspürte, gegen das alles Ankämpfen nichts half. Ein so heftiger Schwindelanfall

überkam mich, daß ich mich in meine Koje legen mußte. Nie werde ich die entsetzliche Nacht vergessen, die ich da in der heißen, mit dem Geruch von Ölfarbe geschwängerten Luft verbrachte. Auf steile Höhen wurde ich gehoben, immer höher und höher, während der kalte Angstschweiß auf meine Stirne trat; dann wieder versank ich in bodenlose Untiefen.

Unaufhörlich krachte der Donner; schäumende, siedende Wellen und mächtige Spritzer schlugen gegen das Kabinenfenster. Erst gegen Morgen nahm das Ungewitter an Heftigkeit ab; immer leiser grölte der Donner aus weiter Ferne und verstummte allmählich. — Zu meiner Freude bemerkte ich, daß trotz des unvermindert schweren Seeganges die Seekrankheit von mir gewichen war. Ich verspürte einen gesunden Appetit und sprang aus meiner Koje. Wie einem Betrunkenen, auf dem unstaaten Boden umhertorkelnd, glückte es mir, nach einer geraumten Weile, in meine Sachen zu fahren; dann ging ich, mich vorsichtig an den knackenden und stöhnenden Wänden festhaltend, in den Essaal. —

Geheimnisse des Weltmeers.

Naturstudie von William Beebe.

Wir stehen ehrfürchtig vor der Erhabenheit der Gebirgswelt, und wirklich, ein himmelanragender, mit ewigem Schnee bedeckter Berggipfel oder ein Krater, der in heißem Atmen Rauch und Asche auswirft, sind wundervolle Schöpfungswerke. Doch das ewig ruhelose Meer steht ihnen in nichts nach, und heute wie vor Jahr-millionen birgt es unendlich viele Rätsel und Geheimnisse in seinem Schoß.

Ob vom Standpunkt des Wissenschaftlers aus betrachtet, ob mit den Augen des Reisenden geschaut oder mit dem liebevollen Blick des Naturfreundes umfaßt, immer ist das Gestade des Meeres eine der reizvollsten Stätten der Erde.

Vor uns liegt die wogende See. Im Sonnen-schein glikernd, erstreckt sie sich von den Kieseln zu unseren Füßen bis dorthin, wo Himmel und Wasser im bläulichen Schimmer zusammen-fließen.

Warten wir, bis ein Strich schwärzlichen Seetangs und feuchten Sandes am Rande des Was-sers zum Vorschein kommt: Die Ebbe beginnt. In einer Stunde ist schon ein ganzes Stück was-serfrei. Jeder Fels, den die Wellen zur Flutzeit auch für kurze Zeit überspülen, ist weiß von Entenmuscheln. In Unmassen gedeihen sie hier,

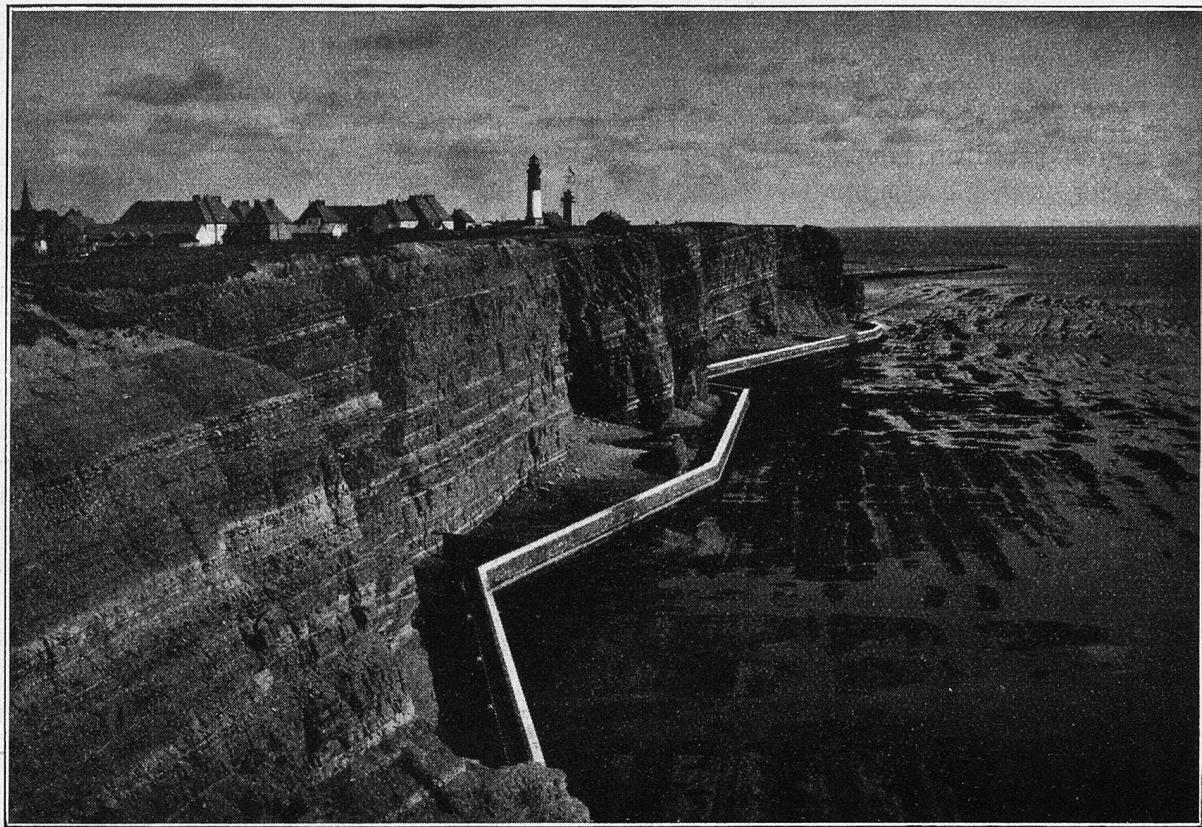
ungestüm greifen ihre gefiederten Füßchen nach den winzigen Nahrungsteilchen, die um sie herumschwimmen.

Überdenken wir ihre Lebensgeschichte, so wird uns bewußt, wie traurig sie doch bei ihrem Wachstum entarten: als winzige freischwimmende Geschöpfe, kleinen Hummern ähnlich, treten sie ins Leben und wandeln sich schrittweise zu einer Art Pflanze um, ohne Augen, ohne Kopf, ohne alles eigentlich, außer einem Magen und einigen Federfüßchen, die ihm Nahrung zustopfen. Ein paar kümmerliche Nervenstränge sind ihnen geblieben. Wie, wenn es genug wären, sie in den langen Zeiten geduldigen Wartens von dem vergangenen höheren und schöneren Leben träumen zu lassen.

Die Ebbe schreitet rasch vorwärts. Wir folgen ihr; wir klettern über ungeheure Felsblöcke. Löcher voll kristallklaren eiskalten Wassers beherbergen eine Tierwelt, die zugleich scheußlich und schön, düster und bunt schillernd, formlos und von wunderbarer Gestalt ist.

Seeanemonen ziehen zuerst den Blick an. Als scharlachrote oder lachsfarbene Flecke leuchten sie aus dem oliv-grünen Tang.

Die Geburt einer Anemone zu beobachten,



Helgoland. Westküste.

lohnt sich wirklich. Wir haben da vielleicht ein erwachsenes Stück mit einer Anzahl winziger Büschel an den Seiten. Wir setzen es in ein Glas; bald sehen wir diese Auswüchse einige Fühler entwickeln, die schließlich als richtige kleine Anemonen abbrechen. Oder aber, eine Anemone zieht die Fühler ein und streckt sie nach kurzer Zeit wieder weit heraus. Plötzlich ist eine Bewegung des Mundes zu beobachten, er öffnet sich, und ein, zwei oder selbst ein halbes Dutzend kleiner Anemonen kommen heraus. Sie drehen und rollen hin und her und setzen sich allmählich neben der Mutter nieder. Bald aber beginnen sie ihr eigenes Leben.

Langsam bewegen sich eigenartig schöne Geschöpfe durchs Wasser. Von manchen kann man nur eben den schwachen Schatten wahrnehmen, den sie auf den Grund warfen, andere erscheinen wie eine Kugel, in der das Sonnenlicht sich bricht. Das sind Rippenzellen, runde, durchsichtige Gallertklumpen mit acht bandartig über den Körper laufenden Glitterplatten, auf denen das Licht schillernd spielt.

Oft scheint der Tang aus tieferem Wasser wie mit dickem Pelz überzogen; unter dem Vergrößerungsglas zeigen sich hübsche Saumquallen, nahe

Verwandte der Seeanemonen und Korallen. Die Wissenschaftler haben ihnen klangvolle Namen gegeben. *Campanularia*, *Obelia* und *Plumularia*. Manchmal entdeckt man zwischen ihnen runde Scheibchen oder Kugelchen; kleine Medusen oder Seenesseln, die in Büscheln wie Johannisbeeren wachsen. Später brechen sie ab und schwimmen frei im Wasser umher.

Wir wollen jetzt so weit hinausgehen, wie es das Wasser nur eben zuläßt. Da können wir uns auf manchen seltsamen Anblick gefaßt machen, denn wir sind in unerforschtem Grenzland. Keines Menschen Fuß betrat noch diesen Boden.

An den ersten Tauchversuch wird man sicher lange denken. Man braucht eine gewisse Zeit, bis man sich daran gewöhnt, so nach unten zu gehen und sich mit den Knieen in den Felsspalten festzuklammern.

Bleibt man einige Zeit an derselben Stelle, scheinen sich die Fische an einen zu gewöhnen und kommen ganz dicht heran. Schlauäugige Pollacs, rundliche Seehasen und gelegentlich ein dunkelfarbiger Hau streichen vorbei; man schaudert in der Erinnerung an die Geschichten von Kämpfen zwischen Tauchern und Meerungeheuern. Die Eindrücke, die man gewinnt, sind einigermaßen

zusammenhanglos. Das Blut singt in den Ohren, da ist nur möglich, einen schnellen Blick zu tun und oberflächlich ein paar Einzelheiten zu erhaschen. Meterlange Wedel von Riementang, wie richtige Lacken, geben oft erwünschten Halt; an ihren Wurzeln findet sich eine merkwürdige Tierwelt. Schlangensterne gibt es im Überfluß, daneben eigenartige Würmer, die wie große Schnecken aussehen und auf dem Rücken dichte Riemenbüschel tragen.

In diesem äußersten, stets vom Wasser bedeckten Gelände kommen Seesterne ganz eigenartiger Gestalt vor, mit einem Dutzend oder noch mehr Armen. Ich fing einen mit dreizehn Strahlen und setzte ihn in ein Wasserloch, das einige große Anemonen beherbergte. Als ich nach kurzer Zeit zurückkam, fand ich den Seestern gerade dabei, die größte Anemone zu verzehren. Die streckte hundert pfeilbewehrte Stränge zur Verteidigung aus, doch den Seestern schien es nicht im geringsten zu stören. Beim Tauchen fand ich tangfreie Stellen; dort saßen mächtige Polypen, manche für sich allein, manche in kleinen Büscheln. Da waren fast gerade Stengel von acht bis zehn Zentimeter Länge, oben gekrönt von einem Kopf mit vielen Fühlern. Der hing anmutig nach einer Seite, das Ganze sah aus wie ein Beet rosafarbener Blumen.

Wenn ein paar Tage günstiger Wind geherrscht hat, waren Medusen in ungeheuren Mengen da. In der nächsten Umgebung des Bootes zählte ich einmal nur an der Oberfläche über hundertfünfzig von diesen Tieren.

Hob man eines aus dem Wasser, so konnte man die lehmfarbenen Eier in Massen niederfließen sehen. Manchmal findet man an den Quallen kleine erbsengroße Körperchen, die man als Garnelen erkennt. Sie sind für ihr Schmarotzerleben gut ausgerüstet, denn sie sind gleich ihren Wirten von einer milchigen Durchsichtigkeit. Bringt man sie in ein Gefäß, so kann man etwas sehr Merkwürdiges erleben: sie beginnen fast augenblicklich dunkler zu werden, und in wenigen Minuten zeigen sie alle möglichen Farben von Rot bis dunkelbraun.

Auf dem rissigen Boden lässt sich mitunter ein scheußlicher Tintenfisch sehen; schlängengleich windet er sich über Muscheln und Tanggewirr dahin. Die großen Augen starren unbeweglich, abwechselnd greift er mit den Armen vorwärts, die Saugscheiben mit den furchtbaren Zähnen spannen sich über die Unebenheiten des Bodens. Plötzlich ändert das Tier die Art seiner Fortbewegung und schießt schnell rückwärts und aufwärts dahin. Verfolgen wir seinen Weg über Seegras und Sand, so können wir die wundervolle Anpassung erkennen. Seine Färbung ändert sich fortwährend: kriecht es auf dem Sand, so zeigt es ein dunkles Braun, das bald in rötlichen Schimmer übergeht und so dem Tang und den blaßroten Schwämmen unter ihm entspricht. Die Art und Weise, wie diese Veränderung zu stande kommt, ist höchst sinnreich. Unter der Haut liegen zahlreiche kleine Zellen, die einen flüssigen Farbstoff enthalten. Im Ruhestand ziehen sie sich zusammen; sie sind dann kaum sichtbar und nur eben als winzige Tüpfelchen auf der Haut zu erkennen. Will das Tier seine Färbung verändern, so verkürzt es gewisse Muskeln, die von den Farbzellen ausgehen, so daß die ineinanderzufließen scheinen. Das ist so, als wollte jemand gebräunt erscheinen und verbände zu dem Zweck alle Sommersprossen seines Gesichtes miteinander.

Doch nun ist es mit dem Suchen und Beobachten vorbei. Die Flut setzt wieder ein, die ersten steigenden Wellen nezen wie spielend unseren Fuß. Dämmerung sinkt hernieder, wir gehen und rüsten das Boot; langsam treiben wir mit der Flut. Die Sterne ziehen auf und leuchten in ruhiger Klarheit, goldene Lichter am hohen Himmelsgewölbe. Ein Leuchten auch aus der See, die raunend und murmelnd ihr uraltes Lied singt.

Wundervoll ist es zu sehen, wie dieses funkelnde Leuchten alles durchdringt; die Quallen, die langsam gleichmäßig durchs Wasser gleiten, scheinen ein Feuerwerk seliger Geister zu sein, silberne Fische sind wie Bliße, die aus der Tiefe herausfließen — ein Bild, das eine solche Nacht zu einem unvergeßlichen Erlebnis macht.

Wie des Mondes Abbild zittert.

Wie des Mondes Abbild zittert
In den wilden Meereswogen
Und er selber still und sicher
Wandelt an dem Himmelsbogen:

Also wandelst du, Geliebte,
Still und sicher, und es zittert
Nur dein Abbild mir im Herzen,
Weil mein eignes Herz erschüttert. Heinrich Heine.